



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

König Laurin : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## König Laurin

(Schluß)



ie Handlung, deren Ort im ersten Akt Ravenna gewesen war, wird nun für die vier letzten nach Byzanz verlegt, an den Hof des berühmten — der eine oder der andre unsrer Leser, der sich mit Jurisprudenz befaßt hat, wird vielleicht lieber sagen des berühmtesten — Kaisers Justinian.

Er war, als er 527 zur Regierung kam, vierundfünfzig Jahre alt, ein Alter, worin der äußere Mensch, naturgetreu auf „kleinen, runden, in goldnen Rahmen gefaßten“ Bildern dargestellt, eher zur Hochachtung als zur Liebe zu begeistern pflegt. Daher auch jedenfalls der platonische Zug in der von Amalafunta dem Theodahad mitgegebenen orakelhaften Botschaft, die sich nur mit der Seelenlabung und der „Ersättigung an einer auf Gipfelhöhn der Welt gerichteten Tafel“ beschäftigt, während sich die uns als schön und begehrenswert dargestellte Gotenkönigin die Gefahren und Unbequemlichkeiten der Seereise hätte ersparen können, wenn sie kein Überweib gewesen wäre, und wenn bescheiden menschliches Fühlen ihr erlaubt hätte, den unverdorbenen, liebenswürdigen Jüngling ihres Stammes, der in ihr für Lebenszeit seinen „weißen Gott“ anzubeten bereit war, zum Manne zu nehmen und die „sich wie Adler überm Meer begegnenden beiden königlichen Seelen“ schweben, man möchte am liebsten sagen schwimmen zu lassen. Es hätte dann freilich kein Trauerspiel „König Laurin“ geben können: das wäre schade gewesen, und da man in der Dichtung wie im Leben die Menschen nehmen muß, wie sie uns entgegen-treten, ohne daß man daran weiter herumstücken kann, so bleibt einem auch nichts übrig, als Amalafuntas Entgleisung als eine unabänderliche Tatsache hinzunehmen und sich soviel als möglich dem süßen, wenn auch nicht immer gesunden Zauber hinzugeben, mit dem die bilderreiche Schilderung des Berliner Chrysofostomus willige Herzen und Sinne umfängt.

Wildenbruch nimmt, wie wir schon im ersten Akt erfahren haben, an, der Kaiser sei noch unvermählt, und wir begegnen im dritten Auftritt des zweiten Aktes Theodahads Sonne dieser Welt in der allerelendesten Verfassung. Ein Aufruhr seiner Haupt- und Residenzstadt, den als Nikaaufrstand bekannten Unruhen des Jahres 532 ähnlich, hat ihn aller Fassung und jeder männlichen Tatkraft beraubt. Seine Haltung und sein Aussehen, wie er nachts, ein brennendes Licht in der Hand, in einem kleinen mit purpurrotem Tuch ausgeschlagenen Gemache des Kaiserpalastes erscheint, das der Präsekt im nächsten Auftritt als das „verbotene“ bezeichnet, sind die eines Feiglings, den die Furcht jeder Fassung und sogar des Bewußtseins der Herrscherwürde beraubt hat. Es heißt im Szenarium: „Er geht hastig, ängstlich, beinahe schwankend; seine Stirn ist mit Angstschweiß bedeckt; man sieht ihm die Todesangst in jedem Zuge an.“ Der Grund seiner Beängstigung ist aber lediglich der um die Mauern des Palastes tobende Aufruhr, und das „verbotene“, wie die kaiserlichen Zimmer mit purpurrotem Tuch ausgeschlagene Gemach ist das Theodoras. Sie ist vor dem gegen sie vom Präsekten Johannes von Kappadozien angeführten Aufruhr bei nächstlicher Weile, als Bauer verkleidet und von einem ihr ergebenen Blauen geführt, aus ihren Zimmern entwichen und hat sich im zweiten Hof in die Kammern des ihr getreuen Kanzlers Tribonian geflüchtet, während ihre Frauen sie schon als vom Pöbel

ergriffen und gekrenzt beweinen und auch den Kaiser mit ihren Besorgnissen um das Schicksal ihrer Herrin anstecken. Sie hat sich zu dieser Flucht, wie man im weitem Verlauf der Dinge erfährt, entschlossen, weil sie den Kaiser als einen elenden Feigling erkannt hat, dem alles zuzutrauen ist, und der sich kein Gewissen daraus machen würde, die von ihm mit wilder Leidenschaft geliebte Alexandrinerin den Aufständischen auszuliefern, wenn er sich dadurch persönliche Sicherheit erkaufen könnte. Man sieht, Franz Moor ist im Vergleich zu ihm ein edler, vornehmer Charakter.

Messalinen und Gräfinnen Du Barry hat es gegeben. Das kann und will niemand leugnen, aber die Schilderung ihrer Künste und dessen, was in ihren Privatimmern vorgegangen ist, eignet sich, wenn die Künste auch noch so raffiniert und die Gemächer hundertmal mit purpurrotem Tuch ausgeschlagen gewesen sind, besser für kleine in Amsterdam gedruckte Bücher, die man ja, wenn sie einem gefallen, in das feinste purpurrote Kalbleder mit Goldverzierungen und Goldschnitt binden lassen kann, als für die Bühne. Von Theodora, der die Kirche und die Geschichte ihr Vorleben verzeihen haben, weil sie sich in spätern Jahren als eine kluge, mutige und kirchenfreundliche Frau bewährt hat, gilt dasselbe: auch sie eignet sich in ihrem Privatleben nur mit vielen Einschränkungen für die Bühne, und das Unbehagen, wenn man sie die in Alexandria geübten Künste im kaiserlichen Palaste weiterbetreiben sieht, ist unbestreitbar. Das Frauenzimmer ist einem widerlich, der Mann ist einem verächtlich, und die Atmosphäre, in der die Sache vor sich geht, wird einem nach und nach so bedenklich, daß man sich unwillkürlich umsieht, um zu beobachten, was die Damen im Parkett, im ersten Rang und höher hinauf für Gesichter dazu machen. Man muß ihnen zum Ruhm nachsagen: sie schlucken sämtlich die bittere Pille, wenn anders sie ihnen wirklich bitter schmeckt, mit edler Standhaftigkeit und aner kennenswerthem Gleichmut. Es wäre also auch kaum am Plage, wenn der Referent feinsühtiger sein zu müssen glaubte als die gebornen Nichterinnen in solchen heiligen Dingen. Nur eine Beschreibung dessen, was vorgeht und gesagt wird in dem mit purpurrotem Tuch ausgeschlagenen Zimmer, erwarte man nicht von ihm, denn ohne die duftenden Blüten, mit denen Goldmund uns über übles Aussehen und übeln Geruch hinwegzutauschen bemüht ist, würde die Sache doch am Ende nicht recht gefallen.

Es genügt, wenn der Erfolg der Auftritte kurz berichtet wird. Der Aufstand, der, wie erwähnt worden ist, von den Feinden Theodoras, den Grünen, ausging, ist durch die Nachricht, der Kaiser habe diese entlassen, ebenso leicht beschwichtigt worden, wie er künstlich herbeigeführt worden war. Der Präsekt, Johannes von Rappadozien, erscheint mit dieser Meldung vor dem Kaiser, dem es bei der beruhigenden Nachricht wieder etwas behaglicher im Magen zu werden anfängt, und der sich, obwohl es nachtschlafende Zeit und seine Kleidung das „Hausgewand“ ist, bereit erklärt, den Botschafter der Gotenkönigin Amalajunta auf dem Flecke zu empfangen. Entweder war es also mit der Peinlichkeit des vom Byzantiner Hof berichteten Zeremoniells nicht so weit her, wie man uns glauben macht, oder es gab erfreuliche Ausnahmen, denn daß der Kaiser den Botschafter, der schon seit mehreren Tagen auf eine Audienz gewartet hat, nun plötzlich bei Nacht, im Hausgewand und obendrein im verbotenen Gemach nur um deswillen empfangen sollte, weil er vom Präsekten hört, Theodahad sei der Überbringer eines Vermählungsvorschlags, durch den das verloren gegangne Italien ohne Schwertstreich wiedergewonnen werden könne, ist doch nicht recht glaublich. Fürsten, hoch in den fünfziger Jahren, haben in der Regel ihre Ungeduld zügeln lernen, und da offenbar keine Gefahr im Verzuge sein konnte, so sollte man meinen, an einem Hofe, wo die Etikette alles war, werde der Kaiser bis zum andern Mittag gewartet und sich Zeit genommen haben, für die feierliche Gelegenheit das „kaiserliche Staatsgewand“ anzulegen.

Wie dem auch sei, Theodahad, der, wie die Offiziersburschen es in der Rede haben, „draußen lauert,“ wird empfangen und singt sein Lied:

Amalafunta,  
Die Kön'gin ist, so wie du König bist,  
Die einsam ist . . .

und so weiter mit dem besten Erfolge, denn Justinian, von dem man nach Wildenbruchs Schilderung mit Recht sagen kann: Jeder Zoll kein König, bricht in die Worte aus:

Ja — eine Kön'gin. Wahrhaft. Jedes Wort  
Ein Augenaufschlag königlicher Seele,

und entläßt den Botschafter vorläufig, um sich durch eingehende Befragung des Präfecten zu versichern, ob an dem in Aussicht stehenden „Schmuh“ kein Haken ist. Mit den sich wie Adler über dem Meer begegnenden beiden Seelen hat es zwar, wie man sieht, noch nicht ganz seine Wichtigkeit, aber einen Versuch sich aufzuschwingen macht der Kaiser doch, allerdings in einer für seine spätere Gemahlin nicht sehr schmeichelhaften Form:

In die Tiefe  
Hinunter, Sinnenbrunst! Von dem Morast  
Im Gletscherodem habe ich mich rein.

Der Morast — damit darüber kein Zweifel beim Leser herrsche — ist Theodora. Da er seiner Gefühle, die ihn doch noch an Theodora ketten, nicht recht sicher ist, so hofft er es mit dem „Willen“ zu zwingen:

Ein königliches Hof  
Hab ich im Stall: mein Wille, komm hervor!

Theodahad wird, nachdem der Präfect befriedigende Auskunft über das abzuschließende Geschäft gegeben hat, wieder hereingerufen, und es folgt nun ein kurzer Auftritt, der einem den rechtskundigen Kodifikator in etwas unheimlicher Weise vor die Seele rückt.

Von den sich wie Adler über dem Meere begegnenden beiden Seelen ist auch hier wieder nicht die Rede, sondern Klipp und klar davon, ob Amalrich in der Lage ist, zu Gunsten eines andern — das ist Justinian — über das Gotenreich zu verfügen. Man glaubt einen vorsichtigen Israeliten vor sich zu haben, der sich von dem Sünmchen, das er vorstrecken soll, nicht trennen will, bis er nicht genau weiß, was die gebotne Sicherheit wert ist. Daß Theodahad bei dieser Gelegenheit den einzigen Amalung, der außer ihm Nachfolgerrechte hätte, den jungen Amalrich leicht beiseite schiebt, indem er sagt:

Wenn er wirklich lebt,  
So ist er nicht vorhanden. Niemand kennt ihn.  
Bäurisch im Land verkommt er irgendwo . . .

ist zu entschuldigen, denn er hat Ravenna verlassen, ehe Amalrich dort mit den übrigen von Vilybäum zurückgekehrten Goten wieder auftaucht, aber er hat — und deshalb erlaubte ich mir ihn als Idealschaf zu bezeichnen — zwischen seiner Ankunft und der nächtlichen ersten Audienz alles, was ein Bevollmächtigter leisten kann, möglich gemacht: er hat in die Hände des schlauen Kanzlers Tribonian eine von ihm als Bevollmächtigtem Amalafuntas unterzeichnete Urkunde gelegt, durch die das Gotenreich bedingungslos, mit andern Worten ohne daß in dem Vertrage von der beabsichtigten Vermählung die Rede ist, dem Kaiser Justinian überlassen wird. Theodora nennt das bei einer spätern Gelegenheit „die Riesendummheit dieses Goten.“ Damit trifft sie allerdings, was Theodahad anlangt, den Nagel auf den Kopf, aber daß Justinian und Tribonian, wenn sie sich diese Riesendummheit zu nutze machen und das Gotenreich mit Hilfe eines erschlichenen Besitztitels in die Tasche stecken, nichts andres sind als die elendesten Bauernfänger und Gurgelabschneider, scheint ihr nicht klar geworden zu sein. Wildenbruch muß das Ungeheuerliche des Vorgangs gefühlt haben, und man sollte glauben, es wäre nicht unmöglich gewesen, hier irgend ein Motiv einzuführen, das zu einem wahrschein-

lichern Konflikte hätte führen können, statt, wie er es tut, die Sache dadurch zu stande zu bringen, daß er maßlose Dummheit maßloser Schurkerei in die Hände arbeiten läßt. Shylock hat doch die erlittenen Beschimpfungen als Entschuldigung für den grimmen Haß, mit dem er auf dem Wortlaut seines Scheines besteht, während der Kaiser und der Kanzler eine Frau berauben, die sich im Vertrauen auf ihre Ehrenhaftigkeit auf Verhandlungen mit ihnen eingelassen hat und aus bloßer Schurkerei fidel über's Ohr gehauen wird.

Soweit sind wir indes noch nicht, denn fürs erste kommt nun ein sehr geschickt behandelter Auftritt, bei dem Justinian die Ankunft des gotischen Königsschiffes, auf dem Amalafunta gesegelt, und das durch den Sturm in den Hafen von Perinth getrieben worden ist, durch einen geschwägigen alten Palasttürhüter, Euphratas, erfährt. Der Auftritt erinnert ein wenig an den, wo Pierrot in Molières *Pestins de Pierre* die Rettung des galanten Abenteurers von der Gefahr des Ertrinkens berichtet, nur daß die Episode, da sie nicht einem Lustspiel, sondern einem Trauerspiel angehört, mit geringerer Breite und weniger auf die Spitze getriebener Komik behandelt ist. An solchen Stellen tritt Wildenbruchs richtiges Gefühl für szenische Wirkung recht zutage. Da der Gang der Handlung des Stückes mit vielem Geschick sehr knapp gefaßt ist, so konnte es ohne einige Berichte über Dinge, die nicht vor unsern Augen auf der Bühne geschehn, nicht abgehn: es war deshalb ein glücklicher Gedanke, uns um der Abwechslung willen den halben Schiffsbruch, den Amalafunta nach ihrer Einfahrt in den Hellespont erlitten hatte, durch jemand berichten zu lassen, der den auf Nachrichten über ihre Ankunft gespannten Kaiser durch seine Weitschweifigkeit und Umständlichkeit in die höchste Ungeduld versetzt. Das Schiff

Ja Herr, das Schiff!

Niemand hat jemals solch ein Schiff gesehn.

Alles, was Holz an andern Schiffen ist,

Silber und Gold; und in das Segeltuch

Mit bunten Farben Bilder eingewirkt,

wird von Theodahad in des Türhüters Beschreibung an dem aufrecht steigenden Roß vorn am Bug als das Königsschiff Theoderichs erkannt. Es ist vom Sturm in der Höhe von Perinth mit solcher Gewalt ans Ufer gestoßen worden,

Daß ihm die Planken klaffen,

und wenn nicht zur rechten Zeit der Logothet von Heraklea den Goten auf dem Schiffe zu Hilfe gekommen wäre, weil es sich „umgesprochen“ hatte, die Seefahrer seien auf dem Wege nach Byzanz, so wären sie von dem mit Heugabeln und Speießen herbeigelauften Strandvolf erschlagen worden.

So weit bei solchem Volf

(der alte Türhüter spricht hier von den Goten, die er als Milch- und Buttervolf bezeichnet)

Man unterscheiden kam, ob Mann, ob Frau,

War auch ein Weib dabei . . .

Amalafunta natürlich.

Der Kaiser befiehlt nach einigen Augenblicken der Überlegung dem Präsekten, er solle sich „unverweilt“ zu Belifar begeben, damit dieser „augenblicklich“ mit drei Schiffen und tausend auserlesenen Leuten nach Heraklea fahre und die Königin im Namen des Kaisers begrüße. Er soll sie fragen, ob sie durch den bösen Willkomm, den ihr Natur und Menschen geboten haben, entmutigt, lieber heimkehren oder doch am Bosporus verbleiben und als Gast im Hause der sieben Türme einkehren wolle. In jenem Falle sollen die gesandten drei Schiffe die Königin heimführen, in diesem soll sie als Freundin des Kaisers willkommen sein. Theodahad, der sich trotz seiner Abstammung von königlichem Blut mehr und mehr zum kaiserlichen Kammerherrn ausbildet, begleitet den Präsekten, und Justinian, zwischen leidenschaftlichen Gefühlen

für die Alexandrinerin und dem Wunsche, sich Amalasantas Königreich nicht entgehen zu lassen, hin- und hergebeutelt, ruft gegen Schluß des Aktes aus:

Vermauern soll man  
Dies Zimmer. Wer vermauert mir das Herz  
Vor der Erinnerung?

Der dritte Akt führt uns die Begegnung des Kaisers und der Königin vor. Wie sich Wildenbruch außerordentlich gut auf alles versteht, was die Bühne und das Theater heischen, so ist auch die Verteilung der Handlung auf die üblichen fünf Akte merkwürdig glücklich. Jeder Akt hat sein eigenes Gesicht und führt die Handlung um eine deutlich erkennbare Staffel weiter; von einem Nachlassen der Handlung oder von einer Verwirrung des Fadens ist nirgends die Rede.

Amalasunta, die weder Furcht noch Zögern kennt, hat die ihr im Hause der sieben Türme angebotne Gastfreundschaft angenommen. Wir finden sie, reich gekleidet, in einem mit byzantinischer Pracht ausgestatteten Saale des kaiserlichen Palastes wieder. Durch die drei Bogenfenster des Prospekts strahlen um die Wette der Himmel, das Meer und Byzanz auf die Bühne, und Wildenbruch benützt mit erstaunlichem Aplomb eine Unterredung, die die Königin mit ihrem Botschafter hat, dazu, daß ihr dieser von der begangnen „Riesendummheit“ Mitteilung macht. Der Ehevertrag ist abgeschlossen, sagt er, obgleich der abgeschlossene Vertrag kein Ehevertrag, sondern eine Schenkungsurkunde ist. Die Königin, die offenbar mehr in den Wolken als auf der Erde lebt, und der die ihr über den Hals gekommene Entscheidung nur deswegen etwas unbehaglich ist, weil damit jede Hoffnung auf den schönen jungen, ihrem Herzen doch sehr nahe stehenden Goten zerstört ist, schwingt sich nun auch auf ihr königliches Willensroß und nimmt den Graben mit geschlossenen Augen.

Was ich wollte,  
Will ich noch heut!

(Sie ist die Stufen, die nach dem erhöhten Raum im Hintergrund führen, hinaufgestiegen und „recht“ den Arm zum Fenster hinaus.)

Das da! (Sie meint Byzanz.)  
Theodahad: Und das gehört dir.

In diesem Augenblick verkünden das Geräusch von Schritten und Stimmen und eine „feierlich schreitende“ Musik die Ankunft Justinians, den — eine scheinbar ganz nebensächliche, aber auf der Bühne äußerst wirkungsvolle Veranstaltung — Amalasunta empfängt, indem sie auf dem erhöhten Podium stehn bleibt, ohne ihm entgegenzugehen, wie das nicht bloß die byzantinische Etikette, sondern wohl überhaupt die Sitte aller Länder erheischt haben dürfte, da sie als wohl aufgenommenener Gast in Byzanz weilt.

Die Winke Wildenbruchs zur Anordnung dessen, was auf der Bühne während des Dialogs oder vor dessen Beginn geschehn soll, sind für sein feines Verständnis des Effekts so bezeichnend, daß hier als Beispiel die ausführlichen Vorschriften folgen sollen, die er am Anfang des zweiten Auftritts des dritten Aktes für die erste Begegnung Amalasantas und Justinians gibt. Nebendinge, deren Erwähnung den Leser befremdet, tun auf der Bühne oft überraschend gute Wirkung.

Von links — heißt es — kommen in feierlichem Aufzuge Knaben in langen purpurroten Seidenkleidern, Blumenkränze im Haar; dann die Senatoren Phokas, Leontios, Zenon, Tribonian. Die Knaben stellen sich, sobald sie eingetreten sind, in einer Reihe am Fuß der Stufen, mit dem Rücken gegen den Hintergrund auf. Die Senatoren blicken, indem sie eintreten, umher, als wenn sie Amalasunta suchten; nachdem sie diese auf den Stufen droben bemerkt haben, verneigen sie sich, wobei man ihnen die Überraschung ansieht, sie dort oben zu sehen, dann gehn sie nach rechts hinüber, zu Theodahad, der bei ihrem Eintritt rechts gestanden hat; dort

stellen sie sich in einer Gruppe auf, leise untereinander flüsternd. Amalafunta steht inzwischen regungslos, die Begrüßung der Senatoren kaum erwidern. Die Musik, die währenddem hinter der Szene weiter ertönt ist, bricht ab; im Augenblick, wo sie abbricht, kommt von links Justinian im kaiserlichen Staatsgewand. Einen Schritt hinter ihm kommt Johannes von Kappadozien, dann eine Abteilung von Leibwächtern in goldnen Panzern mit goldnen Speeren. Diese bleiben ebenso wie Johannes links an der Tür stehn; während Justinian bis ungefähr in die Mitte der Bühne vorgeschritten ist, wo er nun ganz für sich steht. Wie er eingetreten ist, hat er, ebenso wie vorhin die Senatoren, mit den Augen umhergesehen, jetzt, wo er Amalafunta auf den Stufen droben gewahrt, zuckt er zusammen, seine Blicke bleiben starr an ihr hängen. Amalafunta sieht in gleicher Weise auf ihn herab; beide stehn regungslos; in der ganzen Versammlung regt sich kein Laut.

Der Kaiser, der am Schluß des vorhergehenden Akts, nachdem er vom Vermauern des Theodoraschen Zimmers gesprochen hatte, in eine Anrufung der Gottheit ausgebrochen war, mit den Worten:

Sprich ein Gottesurteil!

Die Stunde naht — Werd ich durch sie erfahren,  
Daß Seele mehr im Menschen kann als Sinn?  
Erkennen laß mich das. — Wenn Aug in Auge  
Wir uns gegenüberstehn, der erste Blick,  
Zeichen soll er mir sein . . .

gibt in leise vor sich hingeprochenen Worten seinen ersten Eindruck, während er Amalafunta beobachtet, so wieder:

Dort — Schicksal! — Welch ein Wesen das? Ein Weib?  
Menschenerscheinung nie gesehner Art!  
Schön wie ein Wunder — wie das kalte Wunder  
Unnahbar auch! Verheißung und Versagung  
In einem Körper; Lippen ohne Küsse,  
Herrlich und schrecklich! Augen ohne Traum,  
Arme, als wären Engelsfüßchen  
Vom Flug zur Ruh gekommen. Ob Umarmung  
In ihnen wohnt? Vernehmen diese Ohren  
Den Lockruf vom Geschlechte zum Geschlecht?

Man weiß nicht recht, ob man über die in den Armen wohnende Umarmung und den an das Auerhahnrevier erinnernden Lockruf lachen oder dabei ernst bleiben soll: keine der von Mollire seinen gespaßigen Bierkiesen in den Mund gelegten Verballhornungen des damals üblichen beau language reicht an diese Stillblüten heran, und doch ist es Wildenbruch und seinem Justinian mit ihren sonderbaren Fragen voller Ernst. Die Unterredung kommt, nachdem man sich auf halbem Wege getroffen und die Hand gereicht hat, leidlich genug in Gang. Amalafunta beschreibt das Verhältnis zwischen ihr und Justinian, wie sie es sich vorstellt, folgendermaßen:

Was ich meine?

Aus dumpfem Bann der Sagenungen entrückt,  
Wie Götter, meint ich, wie die lachenden,  
Sollten wir in die greise Welt hinabsehen,  
Ins Labyrinth der überkommenen Wirrsal,  
Gedanken tauschend, wie kein Haupt sie dachte,  
Und noch kein Mund sie sprach; in Einsamkeit,  
Von niemandem belauscht, nicht Mann, nicht Weib,  
Der Mensch zum Menschen —

Also kein Lockruf vom Geschlechte zum Geschlecht, eine Spezialität, auf die sich, wie der vierte Akt vielleicht etwas zu deutlich erkennen läßt, Theodora besonders gut versteht. Wenn an Amalafuntas Übermenschentum, das ihr freilich schlecht genug bekommt, Mießche durch die Vermittlung des Wildenbruchschen Mediums Schuld tragen sollte — und „die Gedanken, wie kein Haupt sie dachte und

noch kein Mund sie sprach“ klingen in unheimlicher Weise so —, so möchte man sich fragen, ob der große Denker in diesem Falle mit dem von seiner Lehre gemachten Gebrauch einverstanden sein und nicht vielmehr finden würde, daß sich eines nicht für alle schickt, und daß die Gotenkönigin besser getan hätte, „dem dumpfen Bann der Sagen“ weniger weit entrückt, nicht wie die lachenden Götter in die greise Welt hinabzusehen, sondern sich als Königin aus Fleisch und Blut der Wohlfahrt des ihr — leider — anvertrauten Reiches anzunehmen?

Die in zwiefacher Weise durch den Lockruf vom Geschlechte zum Geschlechte herbeigeführte Katastrophe bricht nun über die unglückliche Frau herein. Amalrich, der im tiefsten Schiffraum versteckt der Königin gefolgt ist, nur um in ihrer Nähe zu sein, ist von einigen byzantinischen Kriegsleuten entdeckt und als der wiedererkannt worden, der bei Vilybäum Justinians Gesandten ins Meer geworfen hat. Er will sich nicht nennen und sein Schwert nicht abgeben. Die andern jungen Goten, die mit ihm im Königsschiff angekommen sind, haben die Vermutung ausgesprochen, die Königin werde am leichtesten selbst mit ihm fertig werden. Er erscheint, bewaffnet, und sein Griff nach Theodahads Hand, der ihm auf das Geheiß der Königin das Schwert abnehmen will, ist so gewaltig, daß sich der „Patrizier“ darunter windet. Er bricht mir die Hand, sagt Theodahad. Mit Belisar, der sich einmischte, will Amalrich stehendes Fußes einen Waffengang tun:

Laß all die Seidnen da beiseite gehn!  
Komm, wollen sechten,

sagt er, aber als Amalafunta ihn gebietend beim Namen ruft, ist er sofort bezwungen, läßt sich auf ein Knie vor ihr nieder und übergibt ihr sein Schwert.

Borwürfe, die sie ihm macht, weil er ihrem Verbot zuwider doch mit nach Byzanz gesehelt ist, beantwortet er bescheiden.

Wär nicht der Sturm gewesen und der Schiffbruch,  
Nie hättest du erfahren, daß ich kam.

Amalafunta: Was suchst du?

Amalrich: Dich.

Amalafunta: Was willst du von mir?

Amalrich: Nichts.

Nur sehn. Nur sehn.

Amalafunta: Nicht sehn mehr darfst du mich.

Amalrich: Nur wissen, daß ich bin, wo du bist.

Amalafunta: Nicht wissen darfst du mehr. In meinem Leben

Bist du Vergangenheit.

Amalrich: Das wußte ich.

Amalafunta: Vergangenheit ist tot.

Amalrich: Das wußte ich.

Amalafunta: Und wenn sie wiederkommt, so muß sie sterben.

Es ist nicht meine Gewohnheit, faule Äpfel mit ins Theater zu nehmen. Auch als ich König Laurin sah, war ich nicht gerüstet. Aber bei allen Heiligen seist geschworen, wenn ich faule Äpfel zur Hand gehabt hätte, sie hätten sämtlich am „Haupt“ des rabbiaten Überweibs zerschellen müssen.

Wenn sie den Jungen nicht liebte, da möchte ihr der freche Hochmut, mit dem sie jeden Versuch, ihn zu schüzen, unterläßt, noch durchgehn. Aber sie liebt ihn und — opfert ihn doch. Auf ein Zeichen Belisars stürzen sich die Leibwächter auf den jungen Goten.

Amalafunta (indem sie die Tür hinter ihm zuschlagen hört) fährt wie selbstvergessen auf:

Nicht töten!

Justinian (kalt lächelnd):

Nein — man liebt bei uns kein Blut.

Nur, daß er uns nicht mehr Gesandte töte.

Den vierten Akt muß man lesen oder sehen, beschreiben läßt er sich, außer insoweit es sich dabei um den ersten Auftritt zwischen Justinian und dem Präseften handelt, nicht.

Der Präseft sucht dem Kaiser die Gotenkönigin aufzureden, er findet bei diesem aber wenig Anklang, und so widerlich einem Justinian auch ist, daß ihm das Überweib als Gattin nicht einleuchtet, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen. Theodora gefällt ihm besser.

Der du von Fleisch und Blut  
Mich fortgeschwagt hast (sagt Justinian zum Präseften) und hinaufgeloct  
Zu — Gipfelhöhn der Welt. (Hohngelächter der Hölle!)  
Da steh ich, betan mit einem Wesen,  
Das wie ein Weib aussieht, und auch nicht Mensch ist.

Johannes: Ist sie nicht schön?  
Justinian: Wie Schnee im Monat Mai.  
Johannes: Ist sie nicht klug?  
Justinian: Wie Pythia auf dem Dreifuß.  
Dahin mit ihr. Opferpriesterinnen  
Gehören in den Tempel . . .  
Johannes: Die Worte ihrer Botschaft —  
Justinian: Worte! Worte  
Kann man nicht heiraten.

Schließlich gelingt es aber dem Präseften doch, dem Kaiser einzureden, es sei seine Regentenpflicht, die schöne Gelegenheit nicht ungenutzt zu lassen und Italien für Byzanz wieder zu gewinnen:

Den Bund zu stiften, der den Weltfrieden  
Gebären und das blutige Haupt des Kriegs  
Zertreten soll.

Er wird vom Kaiser ermächtigt, Vorbereitungen für dessen am nächsten Morgen in Aussicht genommene Vermählung mit der Gotenkönigin zu treffen, und er entfernt sich, indem er sich in der Tür mit dem Edelknaben begegnet, der dem Kaiser zu Bett leuchten soll. Von allen Unwahrscheinlichkeiten, die man uns aufstischen könnte, damit wir sie für bare Münze nehmen, ist dieser Edelknabe die schlimmste. Theodora ist nicht, wie man bisher geglaubt hat, verschwunden. Tribonian hat sie irgendwo im Palast verborgen gehalten, und nun hat sie, mit dem langen rotseidnen Kleide der Edelknaben angetan, die Mantelkappe über den Kopf bis tief ins Gesicht gezogen, im Vorzimmer gewartet, um dem Kaiser zu Bett zu leuchten.

Leuchtkäfer (sagt der) — endlich. Flattre mir voran.

Die Wendung ist sehr anmutig: über das Unmögliche dessen, was uns zu glauben zugemutet wird, kann sie uns nicht hinwegtäuschen. Der byzantinische Kaiserpalast war zu Justinians Zeit nicht das Paradies, worin der Tiger neben dem Lamm ruhte; das Leben des Kaisers war stündlich in Gefahr und konnte nur durch die größte Vorsicht gegen Anschläge aller Art geschützt werden; eine Palastrevolution, bei der Belisar die Oberhand erhielt, mußte Tribonian ans Ruder bringen und den Präseften stürzen. Das alles wußte dieser, und er sollte den Kaiser mit einem Edelknaben allein gelassen haben, der wie ein Fernrichter verummmt war? Edelknaben, die dem Herrn zu Bett leuchten, tragen die Mantelkappe nicht über den Kopf bis tief ins Gesicht gezogen: einmal ist das nicht Sitte, und dann wäre es auch nicht ratsam, da man doch zu wissen wünscht, wer einem zu Bett leuchtet, und ob es nicht jemand ist, der die Gelegenheit benutzen könnte, einen mit dem Dolche zwischen der dritten und vierten Rippe zu kitzeln.

Aber wir tun Wildenbruch den Gefallen und nehmen den Edelknaben hin, wie er uns geboten wird, „eine Wachskerze in goldnem Leuchter tragend.“ Justinian erkennt Theodora am Gang und an der Stimme, und alles, was der Präseft mit vieler Mühe aufgebaut hat, liegt im Nu am Boden.

Licht meiner Nächte!

(ruft der Kaiser aus und stürzt vor Theodora nieder.)

Du in meinem Tag  
Nacht, die mich trunken macht! Mein Hell und Dunkel,  
Mein Ernst und Scherz, Mischung der Lebensgeister,  
Wie ich sie brauche! Meine Wirklichkeit!

Die Gipfelhöhn der Welt genügen dem Kaiser, der viel von Fleisch und Blut hält, nicht: er zieht das, was ihm Theodora zu bieten imstande ist, vor, und da sie mit der bisherigen, bei dem wankelmütigen Charakter des Kaisers doppelt gefährlichen Stellung nicht zufrieden ist, so verspricht er, sich mit ihr zu vermählen. Soweit läßt sich gegen Justinians Entschliebung, wenn ihm Theodora als Gemahlin nicht zu schlecht dünkt, wenig einwenden; das Überweib könnte, da man nicht einig geworden war, in Ruhe und Frieden wieder abreißen, und wenn sie um den verhältnismäßig billigen Preis eines erlittenen halben Schiffbruchs zu der Überzeugung käme, daß es mit den sich wie Adler über dem Meere begegnenden Seelen leicht seine Gefahren hat, und daß es auch für Königinnen geratner ist, den festen Boden der Wirklichkeit nicht zu verlassen, so könnte sie sich über das, was ihr die gemachte Erfahrung gekostet hat, kaum beschweren.

Aber ein solcher friedlicher Ausgang konnte einem Weibe wie Theodora nicht behagen. Sie hatte erfahren, in welchen verächtlichen Ausdrücken Amalasueta von ihr in Gegenwart der beiden Gesandten gesprochen hatte: nur die rücksichtsloseste Verhöhnung und eine widerrechtliche Veraubung ihrer Nebenbuhlerin konnte ihrem weiblichen Rachedurst genügen. Wie es ihr gelingt, den Kaiser, dem sie wie an Mut und Klugheit, so auch an Ruchlosigkeit überlegen ist, dahin zu bringen, daß er auf ihre Pläne und Wünsche eingeht und sich ohne zwingende Notwendigkeit zu Maßnahmen verleiten läßt, die man als das Schmutzigste des Schmutzigen bezeichnen muß, kann einem nur plausibel gemacht werden, wenn man den zweiten Auftritt des vierten Aktes liest oder vorzüglich aufgeführt sieht. Das Spiel, das die Alexandrinerin mit den leidenschaftlichen Gefühlen des Kaisers treibt, und die Motive, durch die er sich bestimmen läßt, liegen auf so heißem, unheimlichem Boden, daß auch der Wunsch Wildenbruchs, uns die Sache annehmbar darzustellen, und sein unverkennbares Geschick, Bedenkliches unter rhetorischen Blüten zu verbergen, nicht ausreichen und uns kein in Shakespearischem Sinne wahrscheinliches Bild menschlicher Verkommenheit zeigen. Andererseits wird freilich durch das Übermaß von Erbärmlichkeit, mit dem wir das elende Paar behaftet sehen, ein Gefühl in uns hervorgerufen, das ich mich noch bei keinem andern Stück empfunden zu haben erinnere, und das ich als die befriedigende Empfindung einer besondern Art tragischer Sühne bezeichnen möchte. Das kaiserliche Paar trifft, nachdem die beiden sich an Niedrigkeit der Gesinnung und gemeiner Gewalttat das äußerste haben zu schulden kommen lassen, keine andre Strafe, als daß man sie den einen mit dem andern ver koppelt weiß, und — sie sind beide so schlecht und so verächtlich, daß einem diese Strafe zu genügen scheint. Was man am Ende des vierten Aktes von ihren Plänen erfährt, ist, daß die für die Vermählung Justinians mit Amalasueta getroffenen Vorbereitungen für des Kaisers und Theodoras Hochzeitsfeier Verwendung finden sollen, daß man den der Gotenkönigin anzutunenden Schimpf dadurch zu verschärfen gedenkt, daß man sie bis zum letzten Augenblick in dem Glauben läßt, es handle sich um ihre Vermählung, und daß man ihr endlich auf Grund des von Theodahad unterzeichneten Dokuments ihre Staaten entreißen will. Daß man sich auch sonst von dem elenden Paar des äußersten zu gewärtigen hat, erfährt man schon jetzt.

Gibst du sie? fragt Theodora, indem sie Amalasueta meint und als selbstverständlich voraussetzt, daß sie, die rachgierige Rivalin, die Empfängerin ist.

Geh — sie gehört dir, sagt Justinian und wird für dieses Opfer durch einen Ausbruch leidenschaftlicher Zärtlichkeit belohnt, dessen Wiedergabe an die Objektivität der Schauspielerin wie der Zuschauerinnen hohe Anforderungen stellt.

Der fünfte Akt entladet in einer wahren Staatshandlung alles irgend erdenkliche Unheil auf Amalafuntas schuldiges und doch im Vergleich zum Verbrecherpaare noch Teilnahme und Mitleid erweckendes Haupt. Eine entgleiste aber anständige Frau wird von zwei Kanailen verhöhnt, beraubt und ermordet.

Das findet in einem der Höfe des Kaiserpalastes zu Byzanz statt: die Örtlichkeit wird von Wildenbruch eingehend beschrieben: sie ist glücklich gewählt und gibt zu den gelungensten szenischen, man kann sagen malerischen Effekten Veranlassung. Durch ein hohes Tor, das durch ein eisernes Gitter verschlossen werden kann, sieht man im Hintergrund auf den Platz vor dem Palaste. Auf beiden Seiten des Tors steigen gleichfalls im Hintergrunde Staatsstiegen zum obern Stock des Palastes empor, wo hinter einer prächtigen Arkadenreihe links der Eingang zu den kaiserlichen Gemächern, rechts der zu Amalafuntas Zimmern ist. Beide Treppenwangen sind auf halber Höhe durch Absätze unterbrochen, auf deren einem, dem linken, ein Paar Thronessel aufgestellt sind. In jedem der beiden Seitenflügel, die rechtwinklig an die Hinterfront des Palastes stoßen, ist zu ebner Erde eine schwere Pforte.

Obwohl es beim Aufgang des Vorhangs früher Morgen ist, würde die Theaterregie doch sehr Unrecht tun, Hof und Treppen, sie mögen noch so schön in byzantinischem Stile prangen, ungeschmückt und unbelebt zu lassen: man muß im Gegenteil den Eindruck haben, daß man in einem Raum ist, der wie ein Saal zu einer freudigen Festlichkeit vorbereitet worden ist und noch fertig geschmückt wird. Diener und Knaben können mit dem Aufhängen von Blumengewinden und mit dem Auflegen kostbarer Teppiche beschäftigt sein; je lebhafter das Treiben auf der Treppe und unter der Kolonnade des ersten Stocks ist, umso williger wird sich die Einbildungskraft des Zuschauers mit dem Gedanken befreunden, daß es sich um eine feierliche Kopulierung nicht in der Kirche, sondern im Freien handeln wird.

Der Umschwung in der öffentlichen Meinung zu Gunsten Theodoras wird uns an den verschiedenen sich zur Zeremonie einfindenden Gruppen der Senatoren, der Bischöfe, der Grünen und der Blauen veranschaulicht. Johannes von Kappadozien, der sich auf die Grünen stützte, ist in der Nacht verhaftet worden, und die Blauen, mit denen es außer dem Kaiser und Theodora auch Belisar und Tribonian halten, schwimmen obenauf. Wer noch schwankt, wird durch Anerbieten und Versprechungen bestochen; auch Belagius, der Metropolit, der mitten in der Nacht in den Palast gerufen worden ist, wird gewonnen: er geht „in gold- und juwelenstrogendem Ornat“ und von dem übrigen Klerus gefolgt in das Innere des Palastes zurück, aus dem nun in feierlichem Zuge Justinian „im kaiserlichen Pomp, die Krone auf dem Haupte,“ tritt. Er führt an der rechten Hand Theodora, die in „goldstrogender“ Kleidung und so tief verschleiert „geht,“ daß man ihr Gesicht nicht erkennen kann. Das Paar nimmt auf den links aufgestellten Thronesseln Platz und wird vom Metropolit kopuliert, der dann Theodora entschleiert.

Sie wird von den Blauen, die am Knöchel zusammengebundene blaueidne Beinkleider, aber kein Bedenken tragen, das Geschehene gutzuheißen, jubelt, während die Grünen, die zwar auch am Knöchel zusammengebundene Beinkleider anhaben, aber grünseidne, sich maufig zu machen wagen und Nieder Theodora! rufen. Belisar, der schon im zweiten Auftritt dieses Akts eine Schar Mönche, die mit Gewalt in den Palast einzudringen versucht haben, um sich an Theodora zu vergreifen, durch die goldnen Leibwächter mit umgedrehten Speißen hat vertreiben lassen, weiß nun auch den Grünen beizukommen. Er läßt das Gittertor schließen, sodaß sie eingesperrt sind, und beauftragt einen Hauptmann, mit tausend Mann Herulern in die Häuser zu dringen, wo die Grünen wohnen, und da zu rauben und zu plündern. Die Grünen, denen schon die Blauen mit gezückten Dolchen die Courage abgekauft hatten, flehen Theodora um Gnade und fallen vor der „Kaiserin“ auf die Kniee: ihren Anführer, Proklos, der sich am längsten hält, zerren sie selbst mit Gewalt auf die Kniee vor ihr nieder. Theodora verzeiht ihnen:

Eure Rechtfertigung ist eure Dummheit!  
Sie rettet eure Köpfe.

Und nun geht sie auf Amalafuntas Fall ein, indem sie sich den Anschein gibt, als glaube sie, die Gotenkönigin habe ihr Reich wirklich an Justinian verschenken wollen, und das Gerücht von einer Vermählung Justinians mit ihr sei nur eine Possie. Inmitten der hierdurch angeregten allgemeinen Heiterkeit, die Justinian, „der totenbleich in sichtlich Erregung im Stuhle sitzt,“ zu dämpfen bemüht ist, erscheint, von einer Schar junger Goten begleitet, aus der rechten obern Tür Theodahad, den Tribonian ohne jede Rücksicht als „Buttermilch“ bezeichnet. Er hat noch immer nicht ergründet, wie die Sachen stehn, und die Rede, mit der er Justinian die Zukunft seiner Braut vermelden zu müssen glaubt, wird urplötzlich dadurch unterbrochen, daß er Theodora auf dem Thronessell neben dem Kaiser gewahrt wird.

Wer ist das?

(fragt er Tribonian)

Sonderbare Frage!

(antwortet dieser)

Dies

Ist Theodora, Kaiserin der Römer.

In demselben Augenblick und gerade noch Zeit genug, diese Worte Tribonians zu hören, ist Amalafunta oben aus der Pforte rechts herausgetreten. Sie hat mit einem Blick die Sachlage übersehen, läßt sich auf ihren Treppenabsatz einen Armstuhl setzen, und es beginnt nun zwischen ihr und Theodora von Treppenabsatz zu Treppenabsatz ein Wortgefecht, worin die Gotin in jeder Beziehung den kürzern zieht. Sie bittet sich schließlich von Justinian ein Schiff aus zur Heimkehr, worauf Theodora sagt:

Belisar, der Feldherr,

Geh mit, die Gabe in Empfang zu nehmen,  
Die du dem Kaiser bringst,

worauf Tribonian das von Theodahad unterzeichnete Dokument zum Vorschein bringt, gegen das Amalafunta keine Einwendungen macht. Nur die eine Günst erbittet sie von Justinian, er solle die Gotenjünglinge, die mit ihr gekommen seien, ungekränkt und frei nach der Heimat entlassen.

Justinian verspricht es, und Amalafunta verlangt Amalrich zu sehen, der in das Versprechen des Kaisers eingeschlossen sei.

Er wird aus der niedern Pforte links vorgeführt: der Kaiser hat ihn blenden lassen. Seine Ergebung in das ihm gewordne Schicksal wird durch die Art, wie er nur mit Amalafunta und nicht mit sich beschäftigt ist, doppelt rührend.

Amalafunta verlangt von den Gotenjünglingen das Schwert Amalrichs, das einer von ihnen in der Hand trägt, damit Amalrich es ihr in die Brust stoße.

Justinian: Gebt ihr das Schwert nicht.

Amalafunta (zu Theodahad, der das Schwert von dem Gotenjüngling genommen hat und unschlüssig steht):

Schwert her!

Justinian:

Ich verbiet es.

Amalafunta (reißt das Schwert aus Theodahads zitternden Händen, wendet sich zu Justinian):

Da wo die Könige (sie meint sich und Amalrich) sich unterreden,  
Schweigen die Diebe.

Nach diesem wahrhaft befreienden Worte, das auch dem Zuschauer wohlthut, wie ein Sonnenstrahl, überstürzt sich die Handlung in überwältigender Weise. Amalrich, von Amalafunta geführt, will Justinian das Schwert Theoderichs, den Nagelring, ins Herz stoßen: in demselben Augenblick durchbohrt ihn der Dolch des Elias, eines Blauen, den man als Helfershelfer Theodoras hat kennen lernen, und Barjames, ein anderer Blauer, stößt Amalafunta den Dolch in die Brust. Beide haben offenbar auf Theodoras Geheiß gehandelt, die man mit ihnen hat flüstern sehen.

Die Gotenjünglinge: Rächt die Königin.

Amalafunta: Bleibt — ihr müßt leben — zu verkündigen,  
Wie ihr die Amalungen habt gesehn  
Zur Walhall eingehn. Zu den Watergöttern —  
König —

(Sie hatte vorher, ehe sie wußte, daß Amalrich geblendet war, den Stirnreif von ihrem Haupte genommen, um ihn damit zu krönen)

Steh auf!

Amalrich: Wer — ruft mich?

Amalafunta: Freya ruft.

Amalrich: Bringst du mir Flügel?

Amalafunta: Flügel dir und mir.

Amalrich: Gehst mit mir?

Amalafunta: In die Ewigkeit mit dir.

Amalrich: Bringst mir die Welt, die einst du mir versprachst?

Amalafunta: Ich bringe dir die Welt der Frau, die Liebe.

(Sie drückt die Lippen auf die feinen, beider Häupter, eng aneinander geschmiegt, sinken langsam hintenüber, beide sterben zu gleicher Zeit.)

(Lautlose Pause.)

Justinian (steigt von seinem Sitze die Treppe herab; alles weicht aus seinem Weg; er tritt zu Häupten Amalrichs und Amalafuntas, steht in tiefer Ergriffenheit, richtet sodann das Haupt auf):

Tod jedem, der ein höhrend Wort hier spricht.

Der Vorhang fällt, und man wird erst jetzt gewahr, daß man die letzten zehn Minuten zu atmen vergessen hat.



## Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

12



er Richter ging wirklich scharf ins Zeug. Schon am Dienstag lief die Nachricht von ihm im Stadtteilhause ein, daß er die Klage gegen Isotow außer der Reihenfolge behandeln werde, weil zur Zeit so häufiger Feuersbrünste alles, was sich auf Feuergefährdung beziehe, von außerordentlicher Wichtigkeit sei. Beigefügt waren wie üblich die Vorladungen an Isotow und die Zeugen. Die Verhandlung war auf den Sonnabend angesetzt. Grigori Sjemenytsch, der Schriftführer, wollte, wie er es gewöhnlich tat, die Vorladegettel durch einen Schutzmann an ihre Adressen befördern lassen. Ich kam aber zur rechten Zeit dazu und nahm sie an mich. Mir lag soviel an der richtigen Bestellung, daß ich selbst mit dem Wachmeister den Gang machte und die Papiere durch ihn gegen Empfangsbefcheinigungen an die Leute ausshändigen ließ.

Im Laufe der Woche gelang es mir nicht, die Sawinskis zu besuchen. Die nächstlichen Kunden, die Aufsicht über die Straßen und die Schutzleute am Tage, sowie zwei weitere Schornsteinrevisionen nahmen mich vollständig in Anspruch. Zudem ließ sich das Wetter so schlecht an wie gewöhnlich, wenn der Herbst ernstlich Abschied nimmt, und der Winter im Begriff ist, in sein Recht zu treten. Bald froz es, bald taute es. Der Wind sauste und wehte eifrig aus allen Himmels-